

Angela Hager

Freimut



Hermann von Loewenich
Kirchenreformer und
Landesbischof



Eine Biographie

Angela Hager

Freimut

Hermann von Loewenich
Kirchenreformer und
Landesbischof

Eine Biographie



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig



Angela Hager, Dr. theol., Jahrgang 1976, studierte Evangelische Theologie in Neuendettelsau, Heidelberg und Erlangen und wurde dort 2008 mit dem Thema »Reformgruppen in der bayerischen Landeskirche 1966-1976« promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Themen der kirchlichen Zeitgeschichte; sie lebt mit ihrer Familie in Bayreuth und ist dort als Pfarrerin tätig.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2016 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Weiterverarbeitung in elektronischen Systemen.

Gestaltung: FRUEHBEETGRAFIK · Thomas Puschmann · Leipzig

Coverbild: EPD

Autorenbild: © Altkofer

E-Book-Herstellung: Zeilenwert GmbH 2017

ISBN 978-3-374-04685-0

www.eva-leipzig.de

Vorwort

Der Ausdruck *Parrhesia* war eines der Lieblingswörter Hermann von Loewenichs aus dem Neuen Testament, er legte ihn folgendermaßen aus: »Parrhesia heißt Freimut, Mut zur Öffentlichkeit, Mut zur öffentlichen Rede, Unerschrockenheit, Unbefangenheit im Glauben und meint auch den freien Zugang der Kinder Gottes zu Gott. Sie bezeichnet die ›Freiheit eines Christenmenschen‹.«¹

»Parrhesia heißt Freimut«: Für Hermann von Loewenich, der sich als weltoffener Lutheraner ebenso wie als »Homo Politicus« verstand, stand der Freimut für eine zutiefst protestantische Grundhaltung, der er zeitlebens anhing: Ihm lag daran, dass die Kirche offen und engagiert auf die Menschen zugeht, er sah die Kirche in der Pflicht, in aller Freiheit und Deutlichkeit ihre Überzeugungen in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen. Auch wenn Hermann von Loewenich den Terminus des Freimuts, der *Parrhesia*, besonders in den Jahren als Landesbischof 1994 bis 1999 hochhielt, verkörperte er diesen Freimut für viele Menschen vor allem in den Jahren zuvor – sei es als einer der maßgeblichen Kirchenreformer der 1960er und 1970er Jahre in Bayern, der mit Gleichgesinnten für eine Öffnung der Kirche und eine Demokratisierung ihrer Strukturen eintrat, sei es als Nürnberger Dekan, der mit seiner Unerschrockenheit gegenüber staatlichen Instanzen für Aufsehen sorgte. Von Loewenich trat für seine Überzeugungen ein – freimütig. Er wurde damit für viele Menschen eine prägende Gestalt der jüngsten bayerischen Kirchengeschichte.

Hermann von Loewenichs Biographie ist an vielen Punkten exemplarisch für das Leben von Pfarrern seiner

Generation: seine Kindheit als Pfarrerssohn und HJ-Pimpf, seine Jugend als Halbwaise in Windsbach. In seiner Studienzeit prägte ihn die Erlanger Theologie, vor allem Paul Althaus, und er wollte am Aufbau eines christlich geprägten, demokratischen Nachkriegsdeutschlands mitwirken. Als Studentenpfarrer in Nürnberg trieben ihn die Umbrüche der 1960er Jahre um und veranlassten ihn gemeinsam mit anderen zur Gründung einer Reformgruppe. Später erlebte er als Dekan, Kreisdekan und Synodaler die zahlreichen politischen Diskussionen im kirchlichen Raum mit und war auf der Suche danach, wo und wie sich die Kirche in einer zunehmend säkularen Gesellschaft verorten konnte. Das Leben Hermann von Loewenichs steht für ein Stück bayerischer Kirchengeschichte, auch wenn die Beschreibung seines Lebens freilich mitunter andere Gewichtungen diktiert und – im Unterschied zu einer kirchengeschichtlichen Beschreibung dieser Jahre – nicht den verschiedenen Perspektiven auf ein Ereignis oder einen Zeitraum gerecht werden kann.

Nach seinem Eintritt in den Ruhestand zeigten sich bei Hermann von Loewenich zunehmend Anzeichen einer Demenzerkrankung. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern im Bischofsamt, Hermann Dietzfelbinger und Johannes Hanselmann, hinterließ er keine autobiographischen Skizzen mehr. Das Wissen über seine Kindheit und Jugend, über sein Privatleben, auch über Hintergründe beruflicher Entscheidungen liegt damit bei seiner Witwe, seiner Familie, Freunden und Weggefährten. Nicht wenige von ihnen sind hochbetagt. Diese Umstände waren für mich der Anlass, bereits zum jetzigen Zeitpunkt eine Biographie über Hermann von Loewenich zu schreiben: Was an mündlicher Erinnerung existiert, sollte nicht verlorengehen. Soweit möglich wurden die Interviews mit den schriftlichen Unterlagen, auf denen der Großteil der Arbeit beruht, abgeglichen. Es kommen Menschen zu Wort,

die von Loewenich nahestanden, ihm eng verbunden waren. Es wurde aber auch das Gespräch mit Menschen gesucht, die sich eher als Weggefährten denn als Freunde verstanden. Die Biographie ist mit Empathie geschrieben, versucht aber auch, umstrittenen Begebenheiten gerecht zu werden.

Nah am Leben, nah an der dargestellten Geschichte zu schreiben, das bedeutet, in Kauf zu nehmen, den Wald vor lauter Bäumen noch nicht zu sehen, das beinhaltet das Risiko, dass es mitunter an Distanz zum Dargestellten mangeln mag. Dessen bin ich mir bewusst. Die Chance, zum jetzigen Zeitpunkt noch gemeinsam mit Beteiligten Geschichte zu rekonstruieren, hat für mich gegenüber der genannten Problematik jedoch überwogen.

Möglich wurde diese Biographie dadurch, dass die Familie von Loewenich, insbesondere Hiltrud von Loewenich, die Witwe Hermann von Loewenichs, dem Vorhaben aufgeschlossen gegenüberstand. Hiltrud von Loewenich danke ich in besonderer Weise für ihr Vertrauen, dafür, dass sie mir private Unterlagen ihres Mannes anvertraute und immer wieder für Gespräche zur Verfügung stand. Was Kindheit und Jugend Hermann von Loewenichs betrifft, war die Unterstützung durch Reinhard von Loewenich entscheidend: Er, der jüngere Bruder, war Hermann von Loewenich besonders eng verbunden. Auch ihm sei für alle Unterstützung gedankt.

Dass der Landeskirchenrat der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern diese Biographie in Auftrag gegeben hat, verdanke ich in besonderem Maße dem Engagement der Nürnberger Regionalbischöfe Elisabeth Hann von Weyhern und Dr. Stefan Ark Nitsche. Ich danke der bayerischen Landeskirche für die Beurlaubung im kirchlichen Interesse und die Gewährung eines Stipendiums und der Personalabteilung des Landeskirchenamts sowie dem Kirchenkreis und dem Dekanat Nürnberg für einen

Zuschuss zu den Druckkosten. Der Leiterin des Landeskirchlichen Archivs der ELKB, Dr. Andrea Schwarz, ihrem Stellvertreter Dr. Daniel Schönwald und dem ganzen Team des Archivs danke ich für alles Entgegenkommen bezüglich der Archivalien sowie die große Hilfsbereitschaft, ohne die diese Arbeit nicht hätte geschrieben werden können. Die Akten aus dem Nachlass Hermann von Loewenichs wurden mir aufgrund einer Schutzfristverkürzung im Rahmen des Archivgesetzes zugänglich gemacht, obwohl der Tod von Loewenichs noch keine zehn Jahre zurückliegt. Gedankt sei zudem all denen, die mich in Gesprächen, mit privaten Unterlagen und auf vielfältige andere Weise unterstützt haben. Sie alle sind namentlich in der Arbeit erwähnt. Die Begegnungen mit den Zeitzeugen waren eine große persönliche Bereicherung für mich. Besonders erwähnt sei an dieser Stelle Pfarrer i. R. Werner Schanz, der mich zum Schreiben der Biographie ermutigt hat.

In der letzten Phase der Arbeit, bei der Überarbeitung des Manuskripts und dem Korrekturlesen, haben mich in besonderer Weise Pfarrerin Dr. Karin Oehlmann und Pfarrerin Dr. Auguste Zeiß-Horbach unterstützt, beide Kolleginnen in der Erforschung der jüngsten kirchlichen Zeitgeschichte, zudem meine Eltern Bruno und Traudl Hager und mein Mann Dr. Steffen Arzberger. An dieser Stelle seien auch unsere Kinder Mali und Frieder erwähnt, für die in den vergangenen zwei Jahren der Name von Loewenich Teil des Familienalltags war. Dr. Walther Rießbeck, Leitender Kirchenrechtsdirektor im Landeskirchenamt, danke ich für seine Hilfe bei rechtlichen Fragen, Prof. em. Dr. Berndt Hamm für seine Ermutigung, den Mitarbeitern von EPD und Sonntagsblatt für Unterstützung bei Recherche und Bildmaterial und Pfarrer Martin Tontsch, Referent im Büro der Regionalbischöfe Nürnberg, für sein Engagement bezüglich der Veröffentlichung. Der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig

danke ich für die Aufnahme des Bandes in ihr Programm und die freundliche Zusammenarbeit.

Ich habe Hermann von Loewenich kaum persönlich erlebt. Unsere einzigen beiden Begegnungen fanden zu einem Zeitpunkt statt, als er bereits erkrankt war; ich wollte ihn für meine Dissertation über Reformgruppen in den 1960er/1970er Jahren in der bayerischen Landeskirche interviewen. Seine Ansprachen, Briefe und Kommentare aus diesem Zeitraum waren es, die mich damals haben aufmerken lassen – Predigten wie die aus dem Jahr 1969, in der Hermann von Loewenich formulierte: »Viele plagt heute der Zweifel, ob die Kirche überhaupt noch Zukunft habe. Nicht wenige bleiben deshalb von ihr weg. Andere bringen das nicht fertig. Sie kommen von der Kirche nicht los. Sie hören nicht auf, sich von der Botschaft etwas zu erwarten, die der Kirche anvertraut ist. Aber sie rufen zugleich nach ihrer Erneuerung, nach neuen Ordnungen und Strukturen neuer Gestalt, die diese Kirche wieder einladender und offener, brüderlicher und glaubwürdiger machen.«² Denen, die ihre Geschichte mit und in der Kirche in diesen Worten wiederfinden, sei dieses Buch gewidmet.

Inhalt

Titel

Über die Autorin

Impressum

Vorwort

1. »Inmitten der Wirren jener Zeit«: Wurzeln und Kindheit (1931–51)

1.1 Wurzeln

1.2 »Mein Vater war ein Vorbild für mich«:
Wilhelm von Loewenich

1.3 »Man muss das miterlebt haben«:
Kindheit in Nürnberg

1.4 »Wo die größere Pflicht liegt«: Kriegsjahre

1.5 »Eine fast anarchische Zeit«: Kriegsende in Erlangen

1.6 »Es war ein Vorzug für mich«: Windsbacher Jahre

2. Auf dem Weg zum Pfarrberuf (1951–58)

2.1 »Der sehr harte Weg der Theologie«: Studienjahre

2.2 »Man muss es aus der Zeit heraus sehen«:
Politisches Engagement

2.3 »Lieb und streng, auch sehr lustig«:
Ferienheimarbeit

2.4 Erste Schritte im Beruf in Windsbach und Schmölz

**3. »Mut zum Exodus«:
Die 1950er/1960er Jahre in Nürnberg (1958–69)**

- 3.1 Studieninspektor am Predigerseminar Nürnberg
- 3.2 »Der Kontext, der mich trägt und kritisch begleitet«:
Partnerschaft und Familie
- 3.3 Gemeinde im »Halbkreis«:
Studentenpfarrer

**4. »Kirche für die Welt«:
Der Reformier**

- 4.1 »Sonst hat man sein Leben erwartet«:
Genese des AEE
- 4.2 »Er war der Kopf des AEE«:
AEE-Sprecher
- 4.3 »Nah- und mittelfristige Ziele«:
Engagement in Synode und VELKD
- 4.4 »Hat sich unsere Kirche an die Welt verloren?«:
Rückblick

**5. »Kirche gibt es nur im Wir-Stil«:
Dekan in Kulmbach (1969–76)**

- 5.1 »Die Pfarrer kommen, was wollen die hier?«:
Missionarische Gemeinde
- 5.2 »Politisierung der Kirche«:
Gesellschaftspolitisches Engagement
- 5.3 »Ein lebendiges Miteinander«:
Dekanat und Kirchenkreis
- 5.4 »Weise mir, Herr, deinen Weg«:
Abschied aus Kulmbach

**6. »Kirche in der Großstadt«:
Nürnberger Jahre (1976–94)**

- 6.1 »Suchet der Stadt Bestes«:
Dekan in Nürnberg (1976–85)
- 6.1.1 »Zur Hoffnung berufen«:
Der Nürnberger Kirchentag 1979
- 6.1.2 »Unbequeme Positionen«:
Die Affäre um das »KOMM« 1981
- 6.2 »Ans Herz gewachsen«:
Nürnberger Kreisdekan (1985–94)

7. »Offen und deutlich«: Bischofsahre (1994–99)

- 7.1 Wahl und Amtsbeginn
- 7.2 »Bischof in Bayern und für Bayern«:
Impulse und Veränderungen
- 7.3 »Ein Holzweg«: Der Streit um den Buß- und Betttag
- 7.4 »Toleranz für uns«: Der Kruzifix-Beschluss
- 7.5 »Ich bin sehr enttäuscht«:
Kirche, Staat und Kirchenasyl
- 7.6 »Wir waren Antizeugen«: Vergangenheitsbewältigung
- 7.7 »Ein reiches und schönes Amt«: Verabschiedung

8. Der lange Abschied (1999–2008)

- 8.1 Die ersten Ruhestandsjahre
- 8.2 »Wie lange?«: Zeit der Krankheit
- 8.3 »Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht«:
Abschied

Anhang

- Quellen- und Literaturverzeichnis
- Personenregister
- Bildnachweis

Bildteil

Fußnoten

1. »Inmitten der Wirren jener Zeit«: Wurzeln und Kindheit (1931–51)

Eine Kindheit in Nürnberg zwischen Kirche und Hakenkreuz, zwischen behütetem Bürgertum und existenzieller Bedrohung, zwischen familiärer Geborgenheit und dem Verlust des Vaters: Was Hermann von Loewenich in jungen Jahren erlebte, bestimmte bis ins Alter sein berufliches Reden und Wirken.

Der Freimut, den von Loewenich als Charakteristikum kirchlichen Redens und Handelns einforderte, hatte nicht zuletzt seinen Grund in diesen Jahren und in der späteren Auseinandersetzung mit ihnen: Er lebte in dem Bewusstsein, der Faszination eines Unrechtsregimes anheimgefallen zu sein, verbunden mit dem Gefühl von Schuld; er erkannte, dass die Kirche in der NS-Zeit zu wenig ihre Stimme erhoben hatte für die Verfolgten und für die Würde des Menschen. Und auch wenn er seinen Vater nur wenige Jahre erleben sollte: Dessen Vorbild an Pflichtbewusstsein und Treue prägte Hermann von Loewenich, ebenso der Schmerz darüber, dass der Krieg ihm den Vater genommen hatte.

1.1 Wurzeln

Hermann von Loewenichs Onkel, der Erlanger Kirchenhistoriker Walther von Loewenich (1903–1992), stellte einmal mit Blick auf seine Vorfahren seinen Standpunkt mit den Worten dar: »Ein Stück Spiritualismus von den Mennoniten, ein wenig calvinistisches Salz und das milde melanchthonische Luthertum der Reichsstadt, das

alles zusammengenommen erklärt so ungefähr meine eigene theologische Position.«³ Manches von dieser Mischung lässt sich auch bei seinem Neffen Hermann erkennen.

Die Familie von Loewenich, ursprünglich Loevenich geschrieben, stammt vom Niederrhein, aus der Gegend um Köln.⁴ Dort ist das Rittergeschlecht von Loewenich seit dem 12. Jahrhundert belegt. Als Tuchproduzenten machten sich die Loewenichs ab dem 17. Jahrhundert einen Namen: Alexander von Loewenich begründete in Aachen eine Tuchfabrik, deren Produkte weltweit Absatz fanden; der Ornat für die französischen Könige stammte aus Loewenich'scher Produktion, ebenso der Purpur für die römischen Kardinäle. Auch bei Johann Wolfgang von Goethe finden die Tuchhändler von Loewenich Erwähnung.

Die Loewenichs waren damals zum Großteil Mennoniten. Das Verständnis von Glauben und Gemeinwesen, die Kritik an den Strukturen der Amtskirche, die Ablehnung einer Kooperation mit dem Staat machten die Glaubensgemeinschaft der Mennoniten angreifbar, sowohl von kirchlicher als auch von staatlicher Seite. Hermann von Loewenich war dieser Aspekt seiner Herkunft bewusst; das spürt man besonders bei einer Predigt, die er als Landesbischof am 24. März 1996 in Regensburg-Burgweinting hielt, anlässlich der Annäherung zwischen der VELKD und der »Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland« (AMG): »Aus einem familiären Grund feiere ich zusammen mit meinem Bruder Reinhard heute besonders gerne mit. Zu unseren Vorfahren gehörten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts Mennoniten. Bartholomäus von Loewenich war im 18. Jahrhundert ein berühmter Mennonitenprediger in Amsterdam.«⁵ Das »Einssein in der Liebe«, so von Loewenich weiter, könne für Mennoniten wie für Lutheraner äußerst bereichernd sein: Von den Erfahrungen der Mennoniten mit

gewaltfreien Konfliktlösungen und Mediation im Geist der Bergpredigt könnten die Lutheraner profitieren; dass auch ein politisches Amt eine Berufung in Jesu Namen sein könne, könnten die Mennoniten wiederum von den Lutheranern annehmen.

Die lutherische Tradition der bayerischen bzw. fränkischen Linie der Familie geht auf Bartholomäus von Loewenich (1779–1830), den Ururgroßvater Hermann von Loewenichs, zurück: Er wurde 17-jährig in Krefeld lutherisch getauft und konfirmiert. 1811 begründete er eine Filiale der Firma seines Schwiegervaters für Rauchtobak in Erlangen und bezog dazu 1813 das später als »Loewenich'sches Palais« betitelte Haus in der Nürnberger Straße, heute ein Kunstmuseum. Nun entstanden auch familiäre Bindungen der von Loewenichs zu Mitgliedern der hugenottischen Gemeinde, das erwähnte »calvinistische Salz« kam hinzu: Die Erlanger Neustadt war im 17. Jahrhundert von Markgraf Christian Ernst für die französischen Glaubensflüchtlinge gegründet worden. Neben der französisch-reformierten Gemeinde gab es später auch eine deutsch-reformierte Gemeinde in Erlangen, die Flüchtlingen aus der deutschsprachigen Schweiz und der Pfalz eine Heimat bot. Bartholomäus von Loewenich vermählte sich nach dem Tod seiner ersten Frau mit der Hugenottin Caroline de la Rue, deren Familie wiederholt Pastoren der französisch-reformierten Gemeinde stellte. Eine der Töchter aus dieser Ehe, Luise von Loewenich (1822–1894), heiratete 1844 den Theologen August Ebrard (1818–1888), dessen Familie aus den Cevennen stammte. Ebrard, Stifter der Studentenverbindung Uttenruthia und nach deren Spaltung des Erlanger Wingolfs, wurde 1847 in Erlangen auf die neu geschaffene Professur für reformierte Theologie berufen und lehrte dort bis zu seinem Weggang nach Speyer 1853. In späteren Jahren übernahm er die Pfarrstelle der Erlanger reformierten Gemeinde. Nach Ebrard ist eine

Erlanger Straße benannt, die gleiche Ehre wurde seinem Schwiegervater Bartholomäus zuteil. Walther von Loewenich greift dies in seinen Memoiren mit der Bemerkung auf: »Seit 1956 wohne ich mit meiner Familie in dieser Straße [gemeint: Ebrardstraße], von der aus ich in wenigen Minuten, die Loewenichstraße kreuzend, zu dem Theologischen Seminargebäude in der Kochstraße gelange. So begleiteten mich auf meinem früheren täglichen Dienstweg die Erinnerungen an meine Vorfahren.«⁶

Der Großvater Hermann von Loewenichs, Clemens von Loewenich (1860–1936), Enkel des fränkischen Stammvaters Bartholomäus, wurde in Bayreuth geboren. Er wurde zunächst Amtsrichter, später Senatspräsident am Oberlandesgericht in Nürnberg und war mit Caroline, genannt Lina, Heinlein (1873–1959) verheiratet, die mütterlicherseits aus der bekannten Nürnberger Kaufmannsfamilie von Merz stammte. Die Familie von Merz besaß auch eines der Grundstücke in der heutigen Sulzbacher Straße, auf denen 1911 der Neubau des Melanchthon-Gymnasiums errichtet wurde, das später Hermann von Loewenich ebenso wie seine Brüder besuchte.

1.2 »Mein Vater war ein Vorbild für mich«: Wilhelm von Loewenich

»Mein Vater war ein Vorbild für mich. Ein solches Vorbild bekommt natürlich eine Gloriole und man muß sich entsprechend damit auseinandersetzen. Sein Bild steht immer noch auf meinem Schreibtisch.«⁷ In einem Interview thematisierte Hermann von Loewenich 1999 einmal mehr das Andenken seines Vaters, und das kann exemplarisch gesehen werden: Die Erinnerung an den 1943 in russischer Gefangenschaft verstorbenen Wehrmachtspfarrer Wilhelm

von Loewenich war ein wiederkehrendes Motiv in Hermann von Loewenichs beruflicher wie privater Existenz, war ihm Ansporn und Anfechtung zugleich und wurde auch von Zeitgenossen gerade an den Marksteinen seines Lebens an ihn herangetragen. Trotz der wenigen Zeit, die dem Vater aufgrund des Krieges mit seinen Kindern vergönnt war, hatte er auf das Leben und Wirken Hermann von Loewenichs entscheidenden Einfluss. Was seine Mutter betraf, erzählte Hermann von Loewenich in späteren Jahren vor allem von der gelebten Frömmigkeit, die sie ihren Kindern vermittelt hatte: den morgendlichen Andachten, den Feiern im Rhythmus des Kirchenjahres, der gemeinsamen Bibellektüre. Nicht alle seine Geschwister empfanden die religiöse Erziehung im Elternhaus so positiv, wie Hermann von Loewenich sie schilderte.⁸

Wilhelm Alexander von Loewenich wurde am 23. Juli 1894 als erstes Kind von Clemens und Lina von Loewenich in Nürnberg geboren. Neun Jahre später kam sein Bruder Walther, der spätere Erlanger Theologieprofessor, zur Welt. Eine enge Beziehung zwischen beiden Brüdern bestand offensichtlich, gerade auch wegen des Altersunterschiedes, nicht. Für Walther spielte vielmehr der fast gleichaltrige Vetter Oskar Grether eine prägende Rolle; die beiden wuchsen wie Brüder auf.⁹

Wilhelm von Loewenich genoss in seiner Kindheit und Jugend Bildung und Privilegien des gehobenen Bürgertums.¹⁰ Er erhielt Geigenunterricht, pflegte Freundschaften im Colleg an der Bucherstraße, besuchte das traditionsreiche Melanchthon-Gymnasium und erwies sich als begabter, pflichtbewusster Junge; er war Primus seiner Klasse. Der Konfirmandenunterricht beeindruckte den Jungen offensichtlich sehr. Seinem Konfirmationsspruch maß er eine tiefe Bedeutung zu: »Herr, zeige mir deine Wege und lehre mich deine Steige, leite mich in deiner Wahrheit und lehre mich« (Ps 25,4 f).

Nach einem mit Auszeichnung bestandenen Abitur nahm Wilhelm von Loewenich zum Winter 1913 das Studium der Altphilologie in Erlangen auf, wechselte dann an die juristische Fakultät. Mit Studienbeginn trat er in den Erlanger Wingolf ein, eine nichtschlagende, christliche Studentenverbindung, zu deren Stiftern sein Vorfahre August Ebrard zählte.

Der Militärdienst war dem kaisertreu gesinnten Mann ein großes Anliegen: Bereits 1913 hatte sich der 19-Jährige als Freiwilliger gemeldet, war aber zurückgestellt worden, ebenso als er zu Kriegsbeginn 1914 erneut seinen Dienst anbot. Es ist anzunehmen, dass Wilhelm von Loewenich die Aufbruchsstimmung teilte, so, wie sie sein Vater Clemens in seinen Memoiren beschrieb: »Die Augusttage des Jahres 1914 waren eigentlich eine wundervolle Zeit. Alle Schranken der Klassen waren gefallen. Wir waren wirklich ein einzig Volk von Brüdern, opferwillig und begeistert. [...] Wie herrlich war es, als die ersten Siegesnachrichten kamen. Wie überfüllt waren die Gotteshäuser, wie drängte man sich zum Abendmahl. Alles war eine große Familie.«¹¹

Im fünften Anlauf, nach dem ersten juristischen Zwischenexamen 1915, hatte Wilhelm von Loewenich schließlich Erfolg: Trotz Bedenken des musternden Arztes wurde er aufgrund seines beharrlichen Drängens für tauglich erklärt und kam im Juni 1915 zum 6. Feldartillerieregiment nach Fürth. Im September 1918 geriet Wilhelm von Loewenich in der Nähe von St. Quentin in französische Kriegsgefangenschaft, er durchlebte verschiedene Gefangenenlager. Bei einem der Gefangenentransporte erfror er sich im Januar 1919 Zehen des linken Fußes, was zeitlebens zu Beeinträchtigungen führen sollte. Im April 1919 wurde Wilhelm von Loewenich vorzeitig aus der Gefangenschaft entlassen. Auf Krücken kehrte er in seine Heimatstadt zurück und wurde im dortigen Lazarett behandelt. Die Kriegserlebnisse waren

prägend für sein weiteres Leben – die Erfahrungen an der Front, der Tod vieler Freunde, die Strapazen im Kriegsgefangenenlager. Den Heimkehrer trieben die im Krieg wachgerufenen existenziellen Fragen ebenso wie die Sorge um die Zukunft seines Landes zum Wechsel des Studienfaches: »Er hatte wohl den Eindruck: Wenn es für Deutschland irgendwie eine Zukunft geben soll, braucht Deutschland jetzt Theologen«¹², so sein Sohn Reinhard.

Im Juni 1919 schrieb sich Wilhelm von Loewenich für das Theologiestudium in Erlangen ein. Für Kriegsteilnehmer wurden in den Sommermonaten der Jahre 1920 und 1921 zusätzliche Lehrangebote gemacht, so dass von Loewenich bereits 1921 zur theologischen Aufnahmeprüfung antreten konnte. Hier wurden ihm vor allem in den exegetischen Fächern herausragende Fähigkeiten bescheinigt. Da er zu den Besten seines Jahrgangs zählte, wurde er im Oktober desselben Jahres in das Predigerseminar München einberufen. Landesbischof Hermann Dietzfelbinger, dem diese Ehre ein Jahrzehnt später ebenfalls zuteilwurde, schrieb in seinen Erinnerungen über seine Zeit im Seminar: »Es sollte den jeweils drei ersten eines Kandidatenjahrgangs eine theologische Weiterarbeit, zugleich aber auch eine durch Teilnahme am kulturellen Leben Münchens vertiefte Allgemeinbildung ermöglichen.«¹³ Und der Theologe Georg Merz, 1915/16 ebenfalls Münchner Seminarist, beschrieb das dortige System mit den Worten: »Es war ein mit unerhörter Klugheit, wenn nicht Genialität durchdachter Plan, zwei Jahre lang junge Männer, von denen man annehmen durfte, daß sie einmal in der Kirche in besonderer Weise Verantwortung tragen würden, in eine solche Gemeinschaft zu stellen, die sie mit Notwendigkeit nicht nur untereinander binden mußte, sondern sie auch mit den Vorhergehenden in Zusammenhang brachte.«¹⁴ Merz bezeichnete die Jahre 1920 bis 1923 – und damit die

Seminarphase von Loewenichs – als »wilde Kampfzeiten«, geprägt von leidenschaftlichen theologischen Erörterungen.¹⁵ Am 19. März 1922 wurde Wilhelm von Loewenich in der Matthäuskirche ordiniert, im Oktober 1922 trat er seine Stelle als Hilfsgeistlicher in München-Sendling an. In den Beurteilungen wird ihm eine große Gabe im Umgang mit Kindern bescheinigt, er wird als eine zurückhaltende Persönlichkeit mit rhetorischer Begabung und warmer Ausstrahlung charakterisiert.¹⁶ Das zweite theologische Examen bestand Wilhelm von Loewenich als Jahrgangsbester.

Im Oktober 1924 wurde Wilhelm von Loewenich in der Nürnberger Innenstadtkirche St. Jakob auf die dritte Pfarrstelle installiert. Die Kirche war in einem baulich schlechten Zustand; immer wieder wurden Sammlungen veranstaltet, um Restaurierungsarbeiten vorantreiben zu können. In seinem Sprengel begegnete der junge Geistliche vielen notleidenden Menschen; dem »Kirchlichen Kalender für St. Jakob« zufolge war seit November 1919 diesem Gebiet »mit seinen vielen Armen und Bedürftigen« eigens eine Gemeindegemeinschaft zugeteilt worden.¹⁷ Laut den Erinnerungen seiner Söhne fand Wilhelm von Loewenich Zugang zu diesen Menschen, seine Tochter Gertraud Wiggli-von Loewenich bezweifelt dies allerdings.¹⁸ Offensichtlich waren vor allem Probleme im Umgang mit Jugendlichen, hauptsächlich im Unterricht in der Berufsschule, ein wesentlicher Grund für die wiederholten Versuche Wilhelm von Loewenichs, sich von der Stelle weg zu bewerben. Diese Bewerbungen blieben jedoch erfolglos.¹⁹ Hermann von Loewenich sollte später die Eindrücke, die er in der Kindheit von seinem Vater als »Gäßlespfarrer« in St. Jakob mitbekam, als wesentlich dafür benennen, dass ihm der Kontakt der Kirche mit der Arbeiterschaft zeitlebens ein Anliegen war.²⁰

Am 18. April 1927, einem Ostermontag, heiratete Wilhelm von Loewenich Jutta Braun (1904–1966), mit der er sich 1926 verlobt hatte. Die Hochzeit fand in der Lorenzkirche statt. Auch Jutta von Loewenich, die in einem Lehrerinnenseminar ausgebildet worden und als Hilfslehrerin, dann als Hauslehrerin im Allgäu tätig gewesen war, stammte aus einer angesehenen Nürnberger Familie. Ihr Vater Ludwig Braun unterrichtete am Melanchthon-Gymnasium.

Wilhelm und Jutta von Loewenich wohnten im alten Pfarrhaus an der Schlüsselstraße, direkt gegenüber dem Weißen Turm. Im Februar 1929 kam ihr erster Sohn, Gerhard, zur Welt, ihm folgte am 26. Oktober 1931 Hermann Christian. Er wurde am 29. November in der Jakobskirche getauft. Im Januar 1933 wurde Reinhard von Loewenich geboren; er und Hermann hatten lebenslang eine enge Verbindung. 1937 und 1938 kamen die Töchter Elisabeth und Gertraud zur Welt.

1.3 »Man muss das miterlebt haben«: Kindheit in Nürnberg

Die Geschwister von Loewenich hatten eine behütete, aufgrund der Lage des Pfarrhauses durchaus aufregende Kindheit – da waren die verwinkelten Gassen, die Bettler, die vor der Türe standen, aber auch die Eindrücke der imposanten Gebäude der Nürnberger Altstadt. Das Pfarrhaus in der Schlüsselstraße 10 war in einem schlechten baulichen Zustand. Jutta von Loewenich beschrieb es mit den Worten: »Alt und kalt und düster sah's aus, wenn man zum vergitterten Fenster neben der Haustür reinguckte [...], sah man in den finsternen Hausflur mit seiner Kellerfalltüre und dem Waschhaus. ›Huch, wie in einem Gefängnis‹, sagen manchmal die Leute, und wenn man die Treppe zum ersten Stock heraufkam, so erinnerte

ein großes schmiedeeisernes Gitter, das den Wohnungseintritt verwehrte, wieder an ein Gefängnis. Aber es schützte uns halt doch recht vor so manchem zweifelhaften Bettler. [...] Die Pfarrhausdiele war riesengroß mit großen Solnhofer Fliesen belegt [...]. Die Zimmer im Pfarrhaus waren gemütlich, nicht sehr groß, niedrig, kleine Fenster, Kachelöfen, die Wände bis zur halben Höhe mit Holz verschalt. Da sie meist nach Süden gingen, waren sie sonnig. [...] Das Haus hatte eine Seele. Allerdings auch viele Mäuse und selbst Ratten!«²¹ Der Mutter stand eine Haushaltshilfe zur Seite. Nachdem es keinen angrenzenden Garten für die Pfarrfamilie gab, erwarben die Eltern einen Pachtgarten im Stadtgraben, unterhalb der Burg am Tiergärtnerort, im sogenannten Schneppergraben. Hier konnten sich die Kinder nach Herzenslust austoben.

Hermann von Loewenich besuchte in den Jahren 1936 bis 1938 den gemeindeeigenen Kindergarten in der Nadlergasse, der von Augsburger Diakonissen geleitet wurde. Von Loewenich erzählte später von dieser Einrichtung und deren Umgebung: »Ich erinnere mich an den großen Kindergartensaal, in dem sich das Kindergartenleben abspielte. Bei der großen Zahl der Kinder war es streng reglementiert. Deutlich erinnere ich mich auch, daß die Schwestern mit uns sangen, biblische Geschichten erzählten und beteten. Interessant war der Weg zum Kindergarten. Wir mußten die Gleise der Straßenbahn überqueren. Einmal wäre mein Bruder Reinhard beinahe unter die Räder geraten, hätte der Straßenbahnführer nicht geistesgegenwärtig reagiert. Gut erinnere ich mich auch noch an die Bierfuhrwerke, die oft an der Kneipe neben dem Kindergarten hielten, Pferde imponierten mir.«²²

Im Kindergartenalter geschah auch ein dramatischer Unfall: Hermann von Loewenich rannte durch die Küche

und stieß dabei mit der Haushaltshilfe zusammen, die einen Topf mit heißem Wasser trug. Der Junge verbrannte sich am ganzen Körper; die Narbe über dem Schlüsselbein trug er lebenslang. Die zarte körperliche Verfasstheit des Kindes gab offensichtlich häufiger Anlass zur Sorge; in seiner Abschiedspredigt als Landesbischof zitierte von Loewenich die Prognose seines Kinderarztes: »Aufgrund einer Drüsenerkrankung hatte er in meinem ersten Lebensjahr zu meiner Mutter gesagt: Zur Sonderschule werde es für mich wohl noch reichen.«²³

Prägend für die Loewenich-Brüder war der Kindergottesdienst, den der Vater mit großem Engagement hielt. Die Vorbereitungen des Kindergottesdienstkreises fanden abends im Studierzimmer des Vaters statt. Für die Kinder, die direkt angrenzend ihren Schlafraum hatten, war es ein »sehr interessantes Erlebnis, wenn wir dann noch so ein bisschen mithörten, wie der Vater mit seinen getreuen Helfern den Gottesdienst für Sonntag vorbereitet hat.«²⁴ Die Kinder lauschten gerne der Katechese des Vaters, in die oft auch Neckereien über die Söhne eingebaut waren.

Später besuchten die Brüder die Jungschar im CVJM-Vereinshaus am Sterntor. Das Haus wurde während der NS-Zeit von der Kirche »gemietet«²⁵: Dem CVJM-Nürnberg war mit der Eingliederung in die HJ die Befugnis zur Jugendarbeit entzogen worden. Der eigentlich als CVJM-Jugendsekretär vorgesehene Walter Börner konnte allerdings nominell als Jugendwart der Kirche angestellt werden; es war dem damaligen Landesjugendpfarrer und späteren Oberkirchenrat Heinrich Riedel ein Anliegen, dass auf diese Weise eine Jugendarbeit im Sinne des CVJM weitergeführt werden konnte. Von Loewenich nahm aus den Gruppenstunden und Begegnungen im CVJM »wichtige Impulse«²⁶ mit. Er zählte auch zu den Teilnehmern der ersten Freizeit, die Börner nach dem Krieg in Prackenfels anbot, und engagierte sich

in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Erlangen im dortigen CVJM. Walter Börner kam auch zu Hermann von Loewenichs Konfirmation im Jahr 1946.

Neben der christlichen Erziehung lag den Eltern am Herzen, dass sich die Kinder musikalisch und sportlich betätigten. Hermann und Reinhard besuchten die städtische Singschule, lernten Flöte spielen, Hermann nahm auch Klavierstunden. Was den Sport betraf, gingen die Brüder zweimal in der Woche zur Turnstunde in den Turnverein TSV 1846 Nürnberg. Außerdem stand der Fußball von Anfang an bei den Brüdern hoch im Kurs: So oft es ging, spielten sie auf dem ehemaligen Tennisplatz bei ihrem Haus Fußball, und Reinhard von Loewenich erinnert sich daran, dass der Vater »einmal aus Frankreich uns Kindern einen Fußball mitbrachte, den man damals in Nürnberg gar nicht mehr kaufen konnte«. ²⁷ Die Begeisterung für den 1. FC Nürnberg begann bei Hermann von Loewenich im Bubenalter und sollte ein Leben lang anhalten.

Zur Kindheit in der Schlüsselstraße gehörte auch die Stimmung der Nürnberger Reichsparteitage: die vielen Besucher, die Fahnen und Uniformen. Die Aufmärsche zogen direkt am Pfarrhaus vorbei, hin zum Hauptmarkt, die Kinder sahen Adolf Hitler im offenen Wagen am Haus vorbeifahren. Ab 1941 war Hermann von Loewenich Mitglied im Jungvolk. Anscheinend fiel er dort seinen Führern als besonders begabt auf, so dass er für den Besuch einer Adolf-Hitler-Schule, einer nationalsozialistischen »Eliteschule«, vorgeschlagen wurde. Jutta von Loewenich sorgte sich anscheinend sehr darum, wie mit dieser Empfehlung umzugehen sei; ein Brief ihres Mannes aus Russland beruhigte sie mit den Worten: »Übrigens: in die Adolf-Hitler-Schule wird ein Pfarrerssohn kaum einberufen. Und meine Buben müssen selbstverständlich in den Konfirmanden-Unterricht, von

dem ich zu mindesten nicht weiß, ob er von der Adolf-Hitler-Schule aus besucht werden kann.«²⁸

Hermann von Loewenich verschwieg später seine kindliche Begeisterung für den Nationalsozialismus nicht, auch nicht, dass er im Jungvolk »bis zum Ende des ›Dritten Reiches‹ mit gutgläubiger Begeisterung Dienst tat«²⁹. In seiner Rede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Augustana-Hochschule Neuendettelsau 1997 blickte er mit den Worten zurück: »Früh genug erfuhr ich die Spannung, einerseits Kind meiner Zeit sein zu wollen, und gleichzeitig Pfarrersbub zu sein. Als ›Pimpf‹ in der Hitlerjugend versetzte mich das in Gewissenskonflikte, denen ich nicht immer gewachsen war. Beides erlebte ich in meiner Kindheit in Nürnberg. Die Begeisterung der Reichsparteitage, die sich steigernde Bedrängnis der Juden und eine Kirche, die zwischen Eigenleben und Anpassung hin- und hergerissen war.«³⁰ Bezüglich der historischen Bewertung Bischof Meisers gab er zu bedenken: »Ich habe als Junge die ganze Atmosphäre, die suggestive Atmosphäre der NS-Herrschaft mitbekommen. Die Siege, die die deutsche Wehrmacht 1939/40 gefeiert hat, die das Volk trunken machten. Man muß das miterlebt haben, man muß das atmosphärisch miterlebt haben. Man muß das irgendwie in den Fingerspitzen haben, um hier zu gerechten Urteilen zu kommen.«³¹

Über die Auseinandersetzung Wilhelm von Loewenichs mit dem Nationalsozialismus liegen nur wenige Anhaltspunkte vor. Namentlich in Erscheinung trat er im September 1933 im Zusammenhang mit dem sogenannten »Arierparagraphen«: Am 7. April 1933 hatten die Nationalsozialisten das »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« eingeführt; es war der Beginn der nun folgenden zunehmenden Diffamierung, Entrechtung, Verfolgung und Ermordung der Juden.³² Paragraph 3 lautete, dass Beamte »nicht arischer Abstammung [...] in

den Ruhestand [...] zu versetzen«³³ seien. Die »Deutschen Christen«, die seit Sommer 1933 die Leitungsgremien deutscher Landeskirchen mit Ausnahme Bayerns, Württembergs und Hannovers dominierten, wollten in der evangelischen Kirche eine entsprechende Regelung einführen. Am 6. September 1933 beschloss die 10. Generalsynode der Evangelischen Kirche der Altpreußischen Union, den Arierparagraphen zu übernehmen, andere deutsch-christlich geführte Landeskirchen folgten. Kurz nach diesem Beschluss warben am 14. September 1933 25 Pfarrer aus Nürnberg und Umgebung bei ihren bayerischen Amtsbrüdern dafür, eine Übernahme des staatlichen Arierparagraphen für den kirchlichen Bereich abzulehnen.³⁴ Zu den namentlich genannten Unterzeichnern gehörte auch Wilhelm von Loewenich, ebenso wie der erste Pfarrer von St. Jakob, Prodekan Ernst Ortloph, anscheinend einer der Initiatoren des Dokuments. Nürnberg wurde in den Folgejahren wiederholt zum Schauplatz des Kirchenkampfes; wie sich Wilhelm von Loewenich im Einzelnen positionierte, ist nicht bekannt. Den »Deutschen Christen« stand er nachweislich ablehnend gegenüber. Tradiert wird auch, dass Wilhelm von Loewenich einmal Zielscheibe des Hetzblattes »Der Stürmer« gewesen sei.³⁵

Interessant wäre zu wissen, wie Wilhelm von Loewenich zu der politischen Einstellung seines entfernten Verwandten Eduard Hamm stand, bei dem die Familie wiederholt zur Sommerfrische in Reit im Winkel war.³⁶ Hamm gehörte zu den frühen Kritikern des Nationalsozialismus und war ein maßgebliches Mitglied des sogenannten Sperr-Kreises, von dem der liberale Widerstand gegen Hitler in Bayern ausging.³⁷ Dieser Kreis um den Politiker Franz Sperr signalisierte gegenüber Claus Schenk Graf von Stauffenberg Unterstützung und geriet damit nach dem Scheitern des Staatsstreichs ins Visier der

Gestapo. Eduard Hamm wurde am 2. September 1944 verhaftet und nach Berlin ins Gefängnis in der Lehrter Straße gebracht. Nach Folter und Verhören kam er schließlich bei einem Sturz aus dem Fenster ums Leben; ob es sich um einen Suizid handelte, bleibt ungeklärt. Sperr wurde im Januar 1945 in Berlin-Plötzensee hingerichtet. Reinhard von Loewenich hält es für sehr wahrscheinlich, dass sein Vater und dessen Bruder Walther die politische Einstellung Eduard Hamms kannten und daher auch zumindest ahnten, welchen Ausgang dieser dem »Dritten Reich« prognostizierte.³⁸

Nachdem die Bewerbungen auf andere Pfarrstellen erfolglos geblieben waren, meldete Wilhelm von Loewenich ab 1937 Interesse an der Wehrmachtsseelsorge an. Dabei spielte nach Meinung seines Sohnes Reinhard weniger die politische Gesinnung als die im Ersten Weltkrieg erlebte Kameradschaft eine Rolle.³⁹ Dazu kamen die bereits erwähnten Schwierigkeiten im Umgang mit den Schülern, die Wilhelm von Loewenich offensichtlich zunehmend belasteten. Am 11. Oktober 1937 schließlich wandte sich der Landeskirchenrat mit einem Schreiben an den damals 43-Jährigen: »Wir haben Sie im Hinblick auf die Neuordnung der Wehrmachtsseelsorge für eine planmäßige Heerespfarrerstelle in Aussicht genommen.«⁴⁰ Im Juli 1938 leistete Wilhelm von Loewenich den in Paragraph 1 des Kirchengesetzes vom 18. Mai 1938 vorgeschriebenen Treueeid auf den Führer, zu dem alle bayerischen Pfarrer verpflichtet wurden. Im September 1938 trat er zunächst eine Stelle als kommissarischer Wehrmachtpfarrer in Bamberg an. Ein Umzug der Familie dorthin war bereits geplant, doch sollte es dazu nicht mehr kommen.

1.4 »Wo die größere Pflicht liegt«: Kriegsjahre

Im Sommer 1939 befanden sich Wilhelm und Jutta von Loewenich mit den beiden Töchtern in der Sommerfrische im niederbayerischen Ortenburg, als am 25. August ein Telegramm der Idylle ein jähes Ende bereitete: Aufgrund der angespannten Situation mussten sich alle Wehrmachtsangehörigen zu ihren Einheiten begeben. Während die Mutter mit den erholungsbedürftigen Mädchen schweren Herzens in Ortenburg blieb,⁴¹ machte sich der Vater auf den Weg nach Nürnberg und zog bereits wenige Tage später mit seiner Division in den Krieg, ohne seine Frau zuvor noch einmal zu sehen. Zunächst war Wilhelm von Loewenich kurzzeitig am Westwall, an der Grenze zu Frankreich stationiert. Nach Beendigung des Polenfeldzuges kam er zur Besatzung nach Ostpolen, wo er bis Sommer 1940 blieb.

Im November 1939 wurde Wilhelm von Loewenich zum planmäßigen Wehrmachtspfarrer bestellt und damit endgültig in die Wehrmachtsseelsorge übernommen.⁴² Er gehörte damit zu den rund 20 bayerischen Geistlichen, die als Feldgeistliche um die Jahreswende 1939/40 ihren Dienst taten;⁴³ die Seelsorge an den Soldaten wurde gemäß einer »Anweisung für Truppengeistliche« dezidiert als »Mittel zur Stärkung der Schlagkraft des Heeres« gesehen. Nach der langen Zeit des kommissarischen Status war von Loewenich erleichtert, als er die Ernennungsurkunde in Händen hielt. Trotzdem äußerte er wiederholt Zweifel, was seine Entscheidung bezüglich des Stellenwechsels betraf. So schrieb er am 21. November 1939 an seine Frau: »Die Ungewißheit meines Schicksals ist mir eine ständige Anfechtung. Hätte ich es doch Euch und der Gemeinde nicht antun sollen?«⁴⁴ Die Erlebnisse und Überlegungen, die Wilhelm von Loewenich in seinen zahlreichen Briefen aus dem Feld an Ehefrau und Mutter äußert, scheinen in weiten Teilen exemplarisch für die Gruppe der Feldgeistlichen zu stehen⁴⁵ – auch wenn man

bei der Lektüre immer die Zensur der Briefe im Blick haben muss. Den Berichten von Loewenichs zufolge konnte dieser in Polen offensichtlich weithin ungehindert seinen Dienst tun. Hauptsächlich war er dabei auf den Truppen- und Hauptverbandsplätzen sowie im Feldlazarett tätig. Zahlreiche Feldgottesdienste waren zu halten, der Einladung zum Abendmahl folgten allerdings nur wenige Soldaten. Auf dezidierte Ablehnung stießen Loewenich und seine Kollegen anscheinend selten. Insbesondere zu Verwundeten entwickelten sich zuweilen tiefgehende Kontakte.

Während der Vater im Feld war, räumte die Familie im Februar 1940 das alte Pfarrhaus in der Schlüsselstraße und zog in eine äußerst feudale Wohnung am Prinzregentenufer. Reinhard von Loewenich erinnert sich an den Umzug mit den Worten: »Unglaublich für uns als Kinder, dieser Sprung von der Schlüsselstraße mit ihren Mauselöchern hin in diese herrschaftliche Wohnung. Da gab es einen Dienstbotenaufgang und einen herrschaftlichen Aufgang mit einem Personenaufzug. Und in jedem Zimmer war eine Glocke, mit der man Dienstboten rufen konnte.«⁴⁶ Das Haus war zuvor in jüdischem Besitz gewesen, es wurde nun Angehörigen der Wehrmacht zur Verfügung gestellt.⁴⁷ Im selben Haus wohnte auch die Familie des 1926 geborenen Gottfried Naether; sein Vater war Wehrkreisdekan. Die Lebenswege Gottfried Naethers und Hermann von Loewenichs sollten sich später wiederholt kreuzen. Naether erinnert sich an von Loewenich als einen bereits in der Kindheit sehr zielstrebigem Menschen.⁴⁸

Wie Hermann von Loewenich im Erwachsenenalter immer wieder erwähnte, blieb ihm und seinen Geschwistern die Verfolgung der Juden nicht verborgen. In Nürnberg zeigten sich antisemitische Verhaltensweisen bereits deutlich in den Jahren der Weimarer Republik in